

Ronald Olivier
mit Craig Borlase

27 Sommer

Mein Urteil
lautete
lebenslänglich,
aber Gott hatte
andere Pläne


Francke

Inhalt

Vorwort	5
Prolog	8
Teil 1: Auf der Straße	11
Kapitel 1: Die Party.....	13
Kapitel 2: Auf der Straße.....	17
Kapitel 3: Florida	23
Kapitel 4: Die vier apokalyptischen Reiter	28
Kapitel 5: Viel Geld, noch mehr Verzweigung	34
Kapitel 6: Schusswaffen.....	39
Kapitel 7: Dawn.....	50
Kapitel 8: Bin ich Ronnie? Bin ich Ronnie Slim?	52
Kapitel 9: »Auf geht's, wir rauben einfach ein paar Typen aus!«	58
Kapitel 10: Der 25. Dezember 1991	64
Teil 2: Konsequenzen	69
Kapitel 11: Jedes Mal, wenn ich verhaftet wurde	71
Kapitel 12: Weggesperrt.....	77
Kapitel 13: »Es ist es überflüssig, einen Anwalt einzuschalten!«	81
Kapitel 14: Auf der Hut.....	85
Kapitel 15: »Wende dich an Jesus!«.....	90
Teil 3: Auf Leben und Tod	97
Kapitel 16: Drei elementare Ratschläge, um zu überleben.....	99
Kapitel 17: Zu deinem eigenen Schutz.....	106
Kapitel 18: Das Verlies	111
Kapitel 19: Der allgemeine Bereich.....	115
Teil 4: Die Trendwende	121
Kapitel 20: Sackgassen und wie man herauskommt	123
Kapitel 21: Die Besucherbaracke	127
Kapitel 22: Die Geheimnisse der juristischen Bibliothek.....	130
Kapitel 23: »Komm in die Gemeinde!«.....	136
Kapitel 24: <i>Camp D</i> . Eine Hölle voller Gewalt.....	142
Kapitel 25: Geschichten gucken.....	146

Kapitel 26: Flüche	151
Kapitel 27: Kann sie mir vergeben?	155
Kapitel 28: Das Bibelseminar	164
Teil 5: »Gott weiß, wo du bist.«	171
Kapitel 29: Der Zettel	173
Kapitel 30: Der Besuch.....	178
Kapitel 31: Die Berufung	183
Kapitel 32: Big Ru und ich.....	194
Kapitel 33: Dr. Draper nimmt uns mit raus	198
Kapitel 34: Leben im Überfluss.....	203
Kapitel 35: Der Lügendetektor	205
Kapitel 36: Wieder im Verlies	211
Kapitel 37: Schlechter Tag oder kurzes Stimmungstief?	215
Kapitel 38: Mein Leben liegt nicht in den Händen von Direktor Cain.....	222
Teil 6: Der Weg in die Freiheit	229
Kapitel 39: Mein Leben liegt nicht in den Händen von Chicken George	231
Kapitel 40: Das Rodeo.....	237
Kapitel 41: Das geistliche Fitnessstudio.....	246
Kapitel 42: Auf dem besten Weg.....	251
Kapitel 43: Mein Leben liegt nicht in ihrer Hand	253
Kapitel 44: Der Plan	257
Kapitel 45: »Ich bin wirklich stolz auf Sie.«.....	261
Kapitel 46: Gottes wertvollste Schätze	266
Kapitel 47: »Das ist ein Mensch, für den ich mein Leben geben würde!«	269
Kapitel 48: Der lange Weg zum Ausgang	272
Teil 7: Ein neues Zuhause	277
Kapitel 49: Raketen und Regeln.....	279
Kapitel 50: »Bitte wachse, wachse über uns hinaus.«.....	285
Kapitel 51: 160 wortlose Kilometer an der Seite von Direktor Cain ..	289
Kapitel 52: Der Anruf.....	293
Kapitel 53: Veränderungen.....	298
Anhang	301
Danksagung	304

Vorwort

Ich werde den Augenblick nie vergessen, an dem ich zum ersten Mal durch das Tor des größten Hochsicherheitsgefängnisses der USA ging – des berühmten *Louisiana State Penitentiary*, in den USA bekannt unter dem Namen *Angola*. Das war im Jahr 2007.

Mein Freund, der Gefängnisaufseher Burl Cain, führte mich herum, und was mir zuerst ins Auge fiel, überraschte mich: Schier endloses Ackerland voller Getreide dehnte sich vor uns aus und auf den Weideflächen dazwischen grast Rinderherden. Dann aber kamen wir in einen anderen Teil des Komplexes, in dem zu der Zeit fünftausend Verurteilte einsaßen und der auch einen Todestrakt umfasst. Dieser Sektor unterschied sich grundlegend von dem Bereich, den wir zuvor besichtigt hatten. Nie zuvor in meinem Leben hatte ich eine derartig bedrückende Atmosphäre der Hoffnungslosigkeit, der Verzweiflung und der Angst wahrgenommen und das beklemmende Gefühl gespürt, eingeschlossen zu sein.

Diese Stippvisite war die erste in einer Reihe von Besuchen, die mich hinter die Mauern des *Angola* führten und die es mir erlaubten, die Erweckung mitzuerleben, die in den letzten Jahren dort stattgefunden hat. Die froh machende Botschaft von Jesus Christus sprach sich unter den Insassen herum und man hörte erstaunliche Geschichten von Menschen, deren Leben sich grundlegend geändert hatte. Nun könnte man annehmen, dabei handle es sich um halbherzige »Knast-Bekehrungen«, um Menschen, die vom Leben nichts mehr erwarten – immerhin liegt die durchschnittliche Haftdauer in amerikanischen Gefängnissen bei fast neunzig Jahren. Doch in diesem Fall trifft das nicht zu. Männer fanden zu Gott, wuchsen im Glauben und beschäftigten sich ernsthaft mit der Bibel, um als Evangelisten und geistliche Leiter

ihren Mitgefangenen dienen zu können. Unter all den Menschen, die so vieles so bitter bereuen, lernte ich Männer kennen, die eine tiefe Freude und Hoffnung ausstrahlen. Sie bilden Gemeinden und finden sich allwöchentlich in unterschiedlichen Räumen – »Kapellen« – ein, die auf dem ganzen Gefängnisareal verteilt sind. Männer, die kaum hoffen dürfen, das *Angola* irgendwann verlassen zu können, treffen sich regelmäßig, sprechen Gebete, die aus tiefstem Herzen kommen, und lesen gemeinsam in der Bibel. Was für ein machtvolleres Zeugnis dafür, dass Jesus lebt und dass er das Leben von Menschen verändert, die man in der Regel als hoffnungslos abqualifiziert.

Ein paarmal bat ich darum, das Mittagessen mit sechs bis acht gläubigen Gefangenen einnehmen zu dürfen. Ihre Lebensberichte wurden dann in ein Video eingebunden, das meine Gemeinde im Jahr 2008 produzierte.¹ Einer der Jungs, die an diesen Mittagessen teilnahmen, war Ronald Olivier, der schon als Teenager ins *Angola* eingeliefert worden war. Man stelle sich das vor: ein Jugendlicher zusammen mit Tausenden von Mithäftlingen eingesperrt in einem der schlimmsten Hochsicherheitsgefängnisse der USA.

Ronald war in einem Umfeld voller Gewalt aufgewachsen und ging selbst davon aus, dass er sein dreißigstes Lebensjahr wohl kaum erreichen werde. Die meisten seiner Freunde waren bereits tot und er rechnete damit, dass er früher oder später ihr Schicksal teilen würde. Im *Angola* aber begegnete er Jesus, spürte seine Macht und erfuhr seine Vergebung. Das veränderte ihn von Grund auf. Auf seine lebenslange Haftstrafe hatte sein Sinneswandel allerdings keine Auswirkung. Dennoch gab er sich in dem Video überzeugt, dass Gott noch etwas mit ihm vorhatte, und zwar jenseits der Gefängnismauern des *Louisiana State Penitentiary*. An dieser Zuversicht hielt er jahrelang fest.

Als Ronald schließlich aus dem Gefängnis entlassen wurde, lud ich ihn sofort ein, nach New York zu kommen und die *Brook-*

¹ Es heißt übersetzt »Das Wunder der Hoffnung«.

lyn Tabernacle-Gemeinde zu besuchen, in der ich als Pastor tätig bin. Ich wollte unbedingt, dass er persönlich meiner Gemeinde erzählt, auf welcher wunderbaren Weise er Gottes Gnade in seinem Leben erfahren hatte.

Am Tag vor dem Gottesdienst trafen wir uns in einem Restaurant in Brooklyn. Da saßen wir also – nicht länger auf die Kantine in einem Gefängnis irgendwo in Louisiana angewiesen, die unter den wachsamen Augen der Vollzugsbeamten zu essen war, sondern zwei Freunde, die an Gott glaubten und einfach die gemeinsame Zeit genossen. Irgendwann sah mir Ronald fest in die Augen und meinte: »Pastor Cymbala, ist das die Möglichkeit, dass wir beide hier wirklich zusammensitzen? Mir kann keiner erzählen, es gäbe etwas, das Gott nicht schaffen kann!«

In diesem Buch lesen Sie die ebenso packende wie wahre Geschichte meines Freundes Ronald Olivier.

Mir kann keiner erzählen, es gäbe etwas, das Gott nicht schaffen kann.

Jim Cymbala, *Pastor der Brooklyn Tabernacle Gemeinde*

Prolog

»Siebenundzwanzig Sommer.«

Es ist wie immer dunkel in der Zelle, doch ich kann mein Gegenüber sehen. Er schaut finster drein. Die Augen hat er zu Schlitzzen verengt. Mit seinen Fäusten krallt er sich an den Gitterstäben fest. Also sage ich es noch mal, etwas langsamer diesmal.

»Siebenundzwanzig Sommer.«

In diesem Bereich der Strafvollzugsanstalt gibt es nur wenig Hintergrundgeräusche und ich weiß, dass ich laut genug gesprochen habe. Der Junge hat mich verstanden. Es ist allerdings offensichtlich, dass er keine Ahnung hat, was meine Worte bedeuten. Das ist auch gut so. Denn genau deshalb habe ich sie auch gesagt.

Ich will kurz erklären, wie das Leben im Gefängnis funktioniert. Wenn man eine Chance haben will, das Ganze zu überleben, dann muss man wissen, wie man hier mit den anderen kommuniziert. In den meisten Fällen sollte man sein Augenmerk auf die nonverbale Kommunikation richten. Was ist mit dem Mann, der da am anderen Ende des Fernsehraums sitzt und dich anstarrt? Zeig bloß keine Schwäche, indem du seinem Blick ausweichst. Was will der Mitgefangene, der dir an deinem ersten Tag im neuen Trakt eine Zigarette anbietet? Oh Mann, du willst lieber nicht wissen, was er mit dir vorhat.

Es ist Jahre her, dass ich das alles gelernt habe, doch das Wissen um diese Spielregeln geht nicht verloren. Es ist so wichtig wie das Atmen. Man vergisst nie, was man tun musste, um zu überleben.

Und darum achte ich peinlich genau darauf, wie ich mich verhalte und was ich sage, wenn ich meine Runden als Gefängnisgeistlicher drehe. Wendet mir jemand den Rücken zu, wenn er mich kommen sieht, sage ich »Hallo«, gehe aber weiter und zeige ihm so, dass ich seine Privatsphäre respektiere. Lehnt er jedoch

am Zellengitter und signalisiert mir dadurch, dass er reden will, dann bleibe ich stehen und höre ihm zu.

Dieser Bursche jedoch, der sich da hinter den Eisenstangen vor mir aufgebaut hat und mich so mürrisch fixiert – der braucht etwas ganz anderes. Seit ich aufgetaucht bin, schreit und flucht er herum, beschwert sich darüber, dass angeblich Ratten in seiner Zelle sind; dass seine Toilette schon vor zwei Wochen kaputtgegangen wäre und dass man sie noch immer nicht repariert habe; dass er nun schon seit fünfzehn Jahren hier sei und dass die Bedingungen in Trakt 29 die schlimmsten seien, unter denen er bisher zu leben hatte; dass er hier wohl nie mehr rauskommen würde und dass einer wie ich das nie nachvollziehen könne, weil einer wie ich jeden Abend nach Hause fahren würde und er hier bei den Ratten und dem kaputten Klo zurückbleiben müsse.

Als er seine Tirade unterbricht, um kurz Luft zu holen, sage ich zwei Wörter. Sie bringen ihn unvermittelt zum Schweigen, doch ihre Wirkung ist nur von kurzer Dauer.

Der Häftling atmet tief durch und legt dann erneut los. »Von was redest du, Mann? Siebenundzwanzig Sommer? Was soll das heißen? Du redest Blödsinn. Und dein Gott kann mir hier drin schon gar nicht helfen.«

Ich trete einen Schritt näher. Er starrt mich an, sein Blick bohrt sich in meine Augen. Wären wir beide Gefangene und würden uns die Gitterstäbe nicht trennen, würde er versuchen, mir eine zu verpassen. Doch ich bin nicht bereit, seinem Blick auszuweichen. Er soll merken, dass ich es ernst meine. Ich will, dass er jedes einzelne Wort versteht, das ich ihm jetzt gleich sage.

»Du hast also fünfzehn auf dem Buckel?«, frage ich. »Nun, ich war siebenundzwanzig Sommer im *Louisiana State Penitentiary, Angola*. Sie haben mir ›lebenslänglich‹ gegeben, ohne Hafturlaub oder Bewährung. Eigentlich sollte ich im Knast sterben. Ich saß also zwölf Jahre länger hinter Gittern als du. Doch jetzt stehe ich hier als Leiter der Gefängnisseelsorge dieser Strafanstalt, des *Mississippi State Penitentiary*. Ich stehe heute vor deiner Zelle und

rede mit dir als freier Mann. Für mich schien es absolut kein Licht am Ende des Tunnels zu geben, und doch fand ich Licht – und zwar *im* Tunnel. Ich habe das Licht ergriffen und es hat mich ergriffen. Und dann hat es mich bis an das Ende dieses Tunnels begleitet. Dieses Licht ist Jesus Christus, also erzähl mir nicht, dass Gott nicht in der Lage wäre zu helfen.«

Der Gefangene sagt nichts. Er senkt aber auch nicht den Blick. Doch nun fordert er mich nicht mehr heraus. Er sucht nicht mehr den Kampf. Er sucht Hoffnung. Vielleicht hat er soeben einen ersten Hoffnungsschimmer erkannt.

Teil 1

Auf der Straße

Kapitel 1

Die Party

Meine Geschichte beginnt an dem Tag, an dem ich so wurde wie die anderen Kinder, die auch im 8. Bezirk von New Orleans wohnten: vaterlos. Es war der Tag, an dem mein Dad Louisiana verließ. Der Tag, den ich mir in meinen schlimmsten Albträumen nicht hatte vorstellen können, der mich völlig unvorbereitet traf.

Mein Vater lebte zwar nie mit uns zusammen, doch seinen Wohnsitz hatte er stets nur ein paar Blocks weiter. Unabhängig davon, wo er sein Quartier aufgeschlagen hatte – er holte uns regelmäßig zu sich und wir verbrachten viel Zeit miteinander. Seine erste Frau, Mama Brenda, hatte ihm drei Kinder geboren: Reggie, Janeé und Tiny. Mit meiner Mutter war er nicht verheiratet. Sie brachte eine Tochter aus einer anderen Beziehung mit in die Großfamilie: Penny. Das hielt ihn aber nicht davon ab, sie wie sein eigen Fleisch und Blut zu behandeln. An den Wochenenden sammelte er alle seine Kinder ein, steckte uns in sein Auto und wir verbrachten wunderschöne Sommertage miteinander, und zwar als die eine große Familie, die wir waren.

Irgendwann hat er dann noch einmal geheiratet. Und auch wenn er mit seiner zweiten Ehefrau – einer Naturgewalt, die wir Lil Mama nannten – noch eine Tochter namens April in die Welt setzte, verging kaum eine Woche, in der ich ihn nicht sah, während ich heranwuchs. Wir gingen zusammen zum Angeln und machten ausgedehnte Ausflüge in die Umgebung mit ihm. Und am »Mardi Gras«, dem Faschingsdienstag, nahm er uns mit zu den berühmten Karnevalsfeiern in New Orleans. Dad stellte eine wichtige Konstante in meinem Leben dar. Ich blickte auf zu ihm,

er prägte mich und schärfte mir ein, stets das Richtige zu tun. Ich war ein ziemlich dickköpfiges Kind, doch so wie der Mond Ebbe und Flut beeinflusst, so sorgte mein Vater dafür, dass ich auf dem richtigen Weg blieb. Wenn es sein musste, griff er auch mal zum Gürtel, doch die Worte, die er danach zu mir sprach, waren wichtiger als die Schläge, die er mir verpasste.

»Was hast du falsch gemacht?«, fragte er mich immer, wenn er den Gürtel beiseitegelegt hatte. »Und was machst du das nächste Mal anders?«

Nun, seine Kraft reichte zwar aus, um mich zu kontrollieren und zu leiten, doch sein Geldinstitut konnte er damit nicht in Schach halten. Einige Geschäfte, an denen er beteiligt war, gingen schief und er war finanziell ruiniert. Infolgedessen kam das Haus, das er damals besaß, unter den Hammer. Eine gut bezahlte Stelle in New Orleans zu bekommen, erschien ihm danach aussichtslos, deshalb beschlossen Lil Mama und er, nach Jacksonville in Florida zu ziehen, wo sie noch einmal ganz von vorne anfangen wollten.

Mein Vater und seine zweite Frau hatten viele Freunde in New Orleans. Dementsprechend aufwendig fiel ihre Abschiedsfeier aus. Q93, der Sender mit der besten Hip-Hop- und »Rhythm and Blues«-Musik in der Stadt, steuerte sowohl die Soundanlage als auch die Getränke bei und übertrug weite Teile der Feier im Radio. Dad grillte einen Haufen Steaks und Spareribs und Lil Mama verbrachte den Vormittag damit, Hähnchen zu frittieren und einen Sandwich nach dem anderen zu belegen.

Die Tatsache allerdings, dass ihr ganzer Hausrat bereits in Umzugskartons verpackt war, blendete ich aus. Ich hörte weg, wenn die Gäste darüber sprachen, wie sehr sie meinen Vater, Lil Mama und April vermissen würden oder wie wohl das Leben aussah, das die drei in Florida erwartete. Stattdessen konzentrierte ich mich ganz auf das, was für einen Fünfzehnjährigen wie mich zählte: auf die Musik, den Alkohol und die Mädchen.

Die Musik war jedenfalls spitze. Wenn der DJ mal nicht gerade

meinem Vater zuliebe *Earth, Wind & Fire* auflegte, spielte er harten Hip-Hop aus New Orleans, die *Geto Boys* aus Texas oder den einen oder anderen Gangsta-Rap-Song von *N.W.A.*

Ich genoss also die gute Musik und sorgte dafür, dass mein Alkoholpegel stieg. Zu der Zeit waren Mixgetränke sehr populär und ich entwickelte eine Vorliebe für einen Pfirsichschnaps. Zwar ließ meine Sehkraft mit jedem Glas weiter nach, doch ich baute auf Lil Moms Hähnchenschenkel und hoffte, sie würden den Alkohol in meinem Magen einfach absorbieren.

Und was die Mädchen anging – nun, sagen wir mal, für einen Fünfzehnjährigen verfügte ich über ein ausreichendes Flirtpotenzial.

Irgendwann an diesem Abend landeten mein Bruder Tiny und ich in einem leeren Raum, in dem nur noch ein Bett herumstand. Wir legten uns auf die Matratze und starrten an die Decke. Erst langsam, dann immer schneller sickerte bei uns die Erkenntnis durch, dass unser Vater wenige Stunden später weggehen würde. Es dauerte nicht lange, bis uns die Tränen über die Wangen kullerten. Bald darauf entdeckte uns unsere Mutter. Sie versuchte, uns zu trösten, aber ohne Erfolg.

Dann kam Dad, kletterte auf das Bett und legte sich zwischen uns. Er breitete seine Arme um unsere Schultern und zog uns ganz fest an sich.

»Ich lasse euch nicht zurück wie ein Bündel abgetragener Klammotten. Irgendwann hole ich euch nach Jacksonville und ihr lebt bei mir und Lil Mama. Was haltet ihr davon?«

Wir lagen noch eine ganze Weile so auf dem Bett. Dad hielt uns fest, und das mit einer Kraft, die meiner Meinung nach die Anziehungskraft des Mondes übertraf. Ich weiß noch, wie sehr ich mir wünschte, wir würden dort für alle Zeiten liegen bleiben, doch ich wusste, dass das nicht ging. Früher oder später würde er aufstehen und gehen.

An das, was danach noch alles gesprochen wurde, kann ich mich nicht mehr erinnern, doch was ich dachte, das weiß ich

noch sehr gut: Ich war überzeugt, dass ich ihn nie wiedersehen würde. Immerhin gab es unter meinen Freunden im 8. Bezirk keinen, der Kontakt zu seinem Vater hatte. Ein paar von ihnen hatten sich von ihren Vätern verabschiedet – am Bett eines Krankenhauses, an den Gitterstäben einer Strafanstalt oder auch nach einer Abschiedsparty, wie wir sie gerade feierten – doch die meisten hatten ihre Väter nie kennengelernt. Im 8. Bezirk galten Väter als eine unbekannte Spezies, die kurz vor dem Aussterben stand.

Und nun, da meiner Einschätzung nach auch mein Dad für immer aus meinem Leben verschwinden würde, unterschied mich nichts mehr von all den anderen Fünfzehnjährigen, die ich kannte.

Und das konnte nur eins bedeuten.

Es war an der Zeit, dass ich ein Mann wurde.

Kapitel 2

Auf der Straße

»Ronnie Slim! Ronnie Slim! Da drüben guckt jemand aus dem Fenster. Lass uns abhauen!«

Leekies Worte erreichten mein Ohr, doch ich hörte nicht hin. Ich blendete einfach aus, was er sagte, so wie ich auch das Heulen der Alarmsirene und das Flackern der Autoscheinwerfer ignorierte.

»Lass mich mal ran!« Das kam von J-Dog, dem Dritten im Bunde. Doch auf ihn hörte ich genauso wenig. Ich war viel zu sehr damit beschäftigt, das Lenkrad des *Oldsmobile 98* zu knacken.

Damals in den 90-ern brauchte man nur zwei Dinge, um ein Auto zu stehlen. Da sie einfacher konstruiert waren und noch nicht so viel Sicherheitstechnik in ihnen steckte wie in den heutigen Fahrzeugen, benötigte man nur einen einfachen Schraubenzieher, um hineinzukommen. Dann musste man die Manschette um die Lenksäule herum aufbrechen und an dem Stift ziehen, der sich darunter versteckte, und schon startete der Motor. Anschließend reichte ein kurzer Griff in die Blinker-Box, um das Lenkradschloss zu knacken.

Doch es gab noch einen anderen Faktor, der darüber entschied, ob man bei Raubzügen erfolgreich war, und den konnte man nicht in einem Werkzeugladen kaufen oder sich aneignen, indem man in irgendwelchen herrenlosen Autos am Straßenrand übte. Man musste verflixt schnell sein, sonst endete so etwas tödlich.

Viele Autos, die damals in unserer Nachbarschaft herumstanden, waren mit Alarmsystemen ausgestattet, denn da, wo wir leb-

ten, waren die Leute auf ihr Auto angewiesen. Deshalb hüteten sie es wie ihren Augapfel und reagierten in der Regel blitzschnell, wenn ihre Karren zu hupen angingen. Die Zeit, die nach dem Aufheulen der Sirenen verging, bis der Besitzer am Fenster auftauchte und das Feuer auf dich eröffnete, war knapp bemessen. Wie knapp, war schwer zu sagen. Wir hatten ausgerechnet, dass es maximal zehn Sekunden waren.

Das wussten wir aus Erfahrung – Leekie, J-Dog und ich. Immerhin waren wir bereits kurz, nachdem mein Vater weggezogen war, ins Autoknacker-Geschäft eingestiegen. Wir hatten uns wochenlang überlegt, wie man es am klügsten anstellte, und geprüft, wer von uns der Geschickteste war. Es hatte sich herausgestellt, dass ich ein wahres Talent auf diesem Gebiet war, und bislang war mir auch noch keine Lenkradmanschette untergekommen, die ich nicht aufgekratzt hätte.

Zumindest bis zu jener besonderen Nacht und jenem speziellen Auto. Zum ersten Mal versuchte ich mein Glück bei einem *Oldsmobile* 98 und merkte, dass mein vielfach bewährter Schraubenzieher zu klein war, um die Manschette aufzustemmen. Ich konnte ihn zwar mühelos hineinstoßen, doch das Material wollte einfach nicht brechen. Je mehr ich mich reinhängte, desto schweißnasser wurden meine Hände.

»Wir sind schon bei zwölf Sekun...«

Leekies Stimme ging unter in dem Knall, mit dem die erste Kugel einen Mülleimer direkt hinter uns durchlöcherte. Der nächste Schuss folgte unmittelbar danach und verfehlte sein Ziel nur um wenige Zentimeter. Bevor das dritte Geschoss einschlug, gelang es mir endlich, die Manschette zu knacken. Zwei, drei Sekunden später war der Stift gezogen und das Lenkrad entsperrt. Wir gaben mächtig Gummi und schossen die Straße entlang.

Ich war nicht nur ein begabter Autoknacker, ich hatte auch schon mehrfach mein Talent als Rennfahrer bewiesen. Wenn ich mit einem Affenzahn um die scharfen Kurven raste, bereuten meine Kumpels, dass sie sich nicht angeschnallt hatten. So

schaffte ich es, serienweise an roten Ampeln oder Stoppschildern vorbeizufahren, ohne mit anderen Autos zu kollidieren. Und was noch wichtiger war – ich schien einen sechsten Sinn zu haben für Gefahren jeder Art. War ein Auto zu gut bewacht, als dass wir es problemlos hätten stehlen können, dann merkte ich das. Wartete irgendwo an unserem Fluchtweg ein Polizeiwagen, dann ahnte ich das. Ich hatte keinen blassen Schimmer warum, aber ich wusste es einfach.

Leekie und J-Dog hatten wiederum andere Stärken. Sie waren beide älter als ich, Leekie etwa ein Jahr und J-Dog zwei. Leekie war zweifellos der Klügste von uns und wahrscheinlich auch der Besonnenste. Sobald wir ein Auto ausgemacht hatten, das wie eine leichte Beute aussah, beruhigte er erst mal die Gemüter. Dann nahm er sich Zeit, um die Umgebung zu checken und einzuschätzen, wie hoch dort die Gefahr war, unter Beschuss zu geraten, so wie er es auch getan hatte, als uns das *Oldsmobile 98* ins Auge gefallen war.

J-Dog war ein Hitzkopf. Er ging schnell in die Luft und war der Risikofreudigste unter uns. Im Gegensatz zu Leekie und mir, die bis dahin ihr ganzes Leben in der immer gleichen Straße im 8. Bezirk zugebracht hatten, stammte er aus einem üblen Stadtteil, den man »*Desire Project*« nannte. Auch wenn dieser Bezirk in seiner alten Form heute nicht mehr existiert, so weiß jeder, der die 80er- und 90er-Jahre in New Orleans verbracht hat, wie verrufen und gefährlich diese Gegend seinerzeit war. Es war ein Dschungel, in dem die Gewalt herrschte und das Gesetz nichts galt. Entweder man tötete oder man wurde getötet. Nur die Starken überlebten.

Während nun Leekie ein helles Köpfchen war und J-Dog ein Draufgänger, befand ich mich irgendwo dazwischen. Es gab Tage, da teilte ich Leekies Bedenken und war bereit, auf den einen oder anderen riskanten Coup zu verzichten. Weitaus häufiger aber fand ich Gefallen an den verrückten Ideen von J-Dog und das bedeutete, dass Leekie überstimmt war. In den meisten Fällen war er dann doch mit von der Partie.

Die Straße war so etwas wie unser Spielplatz und wir machten, was wir wollten. Wir stahlen Autos, brausten damit durch die Gegend und stellten sie schließlich verbeult und verwüstet irgendwo mitten auf der Straße ab. Keiner konnte uns aufhalten. Unser Treiben hatte einfach keine Konsequenzen. Das alles war für uns tausendmal besser als jedes Videospiele der Welt. Bald war ich so süchtig nach diesen Adrenalinstößen, dass ich sie Nacht für Nacht suchte.

Einen besonderen Kick hat mir mit Sicherheit die Erfahrung jenes besonderen Abends verpasst, an dem uns der Besitzer des *Oldsmobile 98* beinahe ins Jenseits befördert hätte. Ich sah zu, dass wir den 7. Bezirk hinter uns ließen, und jagte mit 130 Sachen die St. Bernard Avenue entlang. Erst als wir die North Claiborne Avenue überquert und auf quietschenden Reifen nach links in die North Robertson Street geschlittert waren, atmete ich auf. Irgendwo hinter uns heulten Polizeisirenen auf.

»Ronnie Slim!«, kreischte Leekie, doch ich sah keinen Redebedarf. Solange ich am Steuer saß, waren Leekie und J-Dog in meiner Hand. Und ich tat, was getan werden musste.

Es wird wohl etwa gegen 3 Uhr morgens gewesen sein, die Straßen waren menschenleer. Ich schlug den kürzesten Weg in den 8. Bezirk ein und verließ mich darauf, dass ich mich in dem Gewirr von Seitenstraßen besser auskannte als die Cops. Zudem war es von Vorteil, dass ich noch keine Ahnung hatte, wo bei einem *Oldsmobile 98* der Kipppunkt liegt. Darum nahm ich jede Kurve mit Höchstgeschwindigkeit und sorgte dafür, dass der Drehzahlmesser permanent am Anschlag blieb.

Irgendwann aber schaltete ich runter und suchte eine Stelle, an der wir das Fahrzeug ungestört verlassen konnten. Einen Platz, der so günstig lag, dass ich nur über ein paar Zäune springen musste, um unsere Wohnung zu erreichen. Zwar hatte der Lärm der Sirenen etwas nachgelassen, doch es war nur eine Frage der Zeit, bis sie das Auto entdecken würden.

Wir rollten ein paar Augenblicke langsam vor uns hin, dann

bog ich nach rechts ab – und blickte ins Scheinwerferlicht einer Polizeistreife. Sie war keine dreißig Meter mehr entfernt. Der Fahrer drückte das Gaspedal durch. Ich riss das Steuer instinktiv nach links. In eine Sackgasse.

Unser Motor heulte auf. Von unserer Straße trennten uns nur noch ein paar Blocks. Die Gasse, in die ich hineinbretterte, endete nach etwa vierhundert Metern vor einem Zaun und auf diesen rasten wir jetzt zu. Mit hundert Stundenkilometern.

»Fertig?«

Keine Antwort. Sie wussten, was nun kommen würde: ein halbsbrecherischer Schachzug, der uns erlauben würde, einfach von der Bildfläche zu verschwinden wie die Magier in Las Vegas. Wir hatten diesen Trick schon bei einem unserer letzten Raubzüge ausprobiert, doch damals hatte er nicht richtig funktioniert. Wahrscheinlich waren wir nicht schnell genug gewesen.

Darum holte ich jetzt das Letzte aus der Maschine heraus. Uns blieben nur noch wenige Meter. Hinter uns das Aufheulen der Sirenen und die blauen Blitze, die durch die getönte Heckscheibe zuckten.

Unsere Verfolger jedoch waren mir ziemlich egal, meine Aufmerksamkeit galt einzig und allein dem Ende der Straße, auf das wir zuflogen.

Noch fünfzig Meter.

Dreißig.

Zwanzig ...

»Jetzt!«, schrie ich. Ich trat noch einmal das Gaspedal durch und drosch gleichzeitig den Schaltknüppel des Automatikgetriebes in die Parkposition. Der Wagen kollabierte regelrecht, im Motorraum brach die Hölle aus und das ganze Fahrzeug zuckte und zappelte wie eine Leiche, die man unter Starkstrom setzt. In Windeseile verbreitete sich der Gestank von verbranntem Öl, schmelzendem Plastik und glühendem Metall und massiver weißer Qualm quoll in dicken Schwaden unter der Motorhaube hervor – ganz so, wie ich es gehofft hatte.

Wenige Sekunden später hatte sich ein beißender Nebel über die ganze Szenerie gelegt, in dessen Schutz wir endgültig entkamen.

Vier Minuten, sieben Zäune und drei Blocks weiter und ich war daheim.

Noch als ich im Bett lag, klopfte mir das Herz bis zum Hals. An Schlaf war nicht zu denken, doch das war mir völlig egal. Aufgekratzt wälzte ich mich hin und her und rekapitulierte in einem fort die Ereignisse des Abends. Er hatte schon gut angefangen. Zuerst waren wir bei *Popeye* in der Canal Street gewesen, um ein paar Chicken Wings zu verdrücken. Dann hatte J-Dog irgendeinem Kerl seine Football-Jacke mit dem Emblem der *New Orleans Saints* abgeknöpft. Dann war es Leekie gelungen, einem Mädchen die Telefonnummer abzuluchsen. Und schließlich hatte ich uns diesen fabelhaften Schlitten besorgt.

Stilvoller konnte man seinen sechzehnten Geburtstag nicht feiern.

Kapitel 3

Florida

Vergleicht man meinen Vater mit dem Mond, der so stark und unwandelbar ist und Geborgenheit vermittelt, dann müsste man für meine Mutter das Bild der Sonne wählen. Auch sie strahlt unglaublich viel Liebe aus und ihre machtvolle Anziehungskraft hält die ganze Familie zusammen. Doch im Gegensatz zu meinem Vater ist sie eine ausgesprochen heißblütige Person. In kürzester Zeit brennt sie lichterloh. Sie hat was von einer chemischen Reaktion, die permanent zu einer Explosion führen könnte. Ihr ganzer Clan tickt so. Ich habe an vielen Familientreffen teilgenommen, die die Gäste mit einer Schlägerei auf der Straße vor dem Haus fortsetzten und in der grünen Minna auf dem Weg zum nächsten Polizeirevier beendeten.

Doch dass meine Mutter mich liebt – daran habe ich nie gezweifelt. Selbst als ich auf die schiefe Bahn geriet und Autos klawte, war ich mir sicher.

Ich merkte es an der Art und Weise, wie sie mich in die Arme nahm und mich knuddelte.

Ich erkannte es an dem Opfer, das sie brachte, als sie zwei Jobs annahm und siebzig Stunden in der Woche arbeitete, um uns durchzubringen.

Ich begriff es, als ich sie des Öfteren zusammen mit Leekies Mutter um 4 oder 5 Uhr morgens auf unserer Straße antraf, wo sie auf mich und die Jungs gewartet hatte. Während wir nach Hause gingen – oder rannten, je nachdem, ob uns irgendwelche Ordnungskräfte im Nacken saßen –, zeterten die beiden aus Leibeskräften, es wurde laut und manchmal auch etwas handgreif-

lich. Doch ich spürte ihre Liebe. Die reine, unerschütterliche, glühende Liebe, die eine Mama für ihre Kinder empfindet.

Aber so, wie ich an ihrer Liebe zu mir nie gezweifelt habe – und das bis heute –, so sicher wusste ich auch, dass sie mich nicht wirklich im Griff hatte. Ich war ihr Sohn und das bedeutete, dass ich der gleiche Heißsporn war wie sie, genauso leicht entflammbar. Und da ein Vater nicht in erreichbarer Nähe war, der mich an der kurzen Leine gehalten hätte, war ich vollkommen unkontrollierbar.

Nun – nachdem Leekie, J-Dog und ich acht Monate lang unser Unwesen getrieben hatten, Autos gestohlen, Leute überfallen, Trinkgelage abgehalten und Katz und Maus mit der Polizei gespielt hatten, war es Zeit, etwas an dieser Situation zu ändern. Es war Zeit für einen Ortswechsel.

Ich weiß nicht mehr, ob das auf einen Vorschlag meines Vaters zurückging, ob meine Mutter mit mir an ihre Grenzen gekommen war oder ob es mit dem Wunsch zusammenhing, der seit Dads Abschiedsparty in meinem Herzen schwelte. Wahrscheinlich war es von allem etwas. Jedenfalls konnte ich mit der Aussicht, New Orleans zu verlassen, gut leben. Denn so sehr ich den Spaß auch genossen hatte, den mir das Autoknacken und das zügellose Leben bereiteten, so viel konnte ich der Idee abgewinnen, aus meinem Getto rauszukommen und irgendwo anders zu leben. Wo es ruhiger zuging. Wo es sich mehr wie »zu Hause« anfühlte.

Und so kam ich gleich am ersten Tag unserer Sommerferien in Jacksonville/Florida an. Ich war glücklich und ging davon aus, dass ich nun für immer bei meinem Dad bleiben würde. Er hatte sich in einem Haus etwas außerhalb der Stadt niedergelassen. Es war ein ziemlich altes Gebäude, das von einem großen Grundstück umgeben war und in der Nähe eines Friedhofs lag. Falls es überhaupt Nachbarn gab, dann wohnten die so weit weg, dass wir von ihnen nichts mitbekamen.

Eine Sache, die mir gleich zu Beginn auffiel, war der unangenehme Geruch, der das Haus durchzog.

»Der kommt vom Quellwasser«, meinte Dad und zeigte mir die

Ursache: zehn offene Flaschen, die er und Mama Lil in der ganzen Küche verteilt hatten. »Da wir nicht an die öffentliche Wasserversorgung angeschlossen sind, holen wir es aus einer Quelle. Wir lassen es offen stehen und nach ein paar Tagen schmeckt es etwas besser. Gegen den Geruch kann man nichts machen, aber mit der Zeit gewöhnst du dich daran.«

Er hatte recht. Nach ein paar Tagen bemerkte ich den Gestank nur noch, wenn ich unter der Dusche stand. An was ich mich aber nicht gewöhnen konnte, war die Stille. Kein Verkehrslärm, keine Sirenen, keine Typen, die draußen herumschrien, keine Schießereien, keine Verfolgungsjagden, keine Junkies, keine Zuhälter, keine Dealer, die in ihren aufgemotzten Schlitten durch die Straßen unseres Viertels rollten und mit ihren Soundsystemen die Wände unseres Häuschens erzittern ließen.

Da war nur Stille.

Heute würde ich es Frieden oder Ruhe nennen, doch damals war es die reine Folter für mich. Es fühlte sich an wie die unheimliche Stille, die man als Kind empfindet, wenn man aus einem Albtraum erwacht ist. Man horcht, ob da nicht irgendwelche vertrauten Geräusche sind, die einen beruhigen und signalisieren, dass alles gut ist. Und wenn man sie nicht wahrnimmt, beschleicht einen die Angst.

In Florida konnte ich mit diesem Frieden nicht umgehen. Er machte mich regelrecht verrückt und ich hatte damals keine Ahnung, warum das so war. Und selbst wenn ich mit der Stille irgendwie zurechtgekommen wäre, so hätte ich doch nie zugegeben, dass mich jene entfesselten acht Monate in New Orleans bereits tief geprägt hatten. Sie hatten mich gelehrt, dass man draußen auf der Straße nie abschalten oder gar entspannen konnte. Überall lauerten Gefahren und man musste jederzeit bereit sein, um sein Leben zu kämpfen.

Und es gab noch ein Problem. Meinen Vater. Genauer gesagt – seine Regeln. Zum ersten Mal in meinem Leben wurde über mich so etwas wie ein Zapfenstreich verhängt.

»Mitternacht?« Ungläubig starrte ich ihn an, nachdem er mir mitgeteilt hatte, wann ich nach Hause kommen sollte.

»Stimmt.«

»Ey Mann, du machst Witze.«

Ein Schulterzucken war die Antwort. Ich trat ein paar Schritte zurück, pumpte mich auf in meiner coolen »San Francisco 49ers«-Bomberjacke, breitete ungläubig die Arme aus und versuchte, auf diese Weise Eindruck zu schinden. Als sei ich ein Gegenüber, mit dem man mittlerweile rechnen musste. Dabei war ich nur 1,77 m groß und wog kaum fünfzig Kilo.

Dad lächelte nur. »Mitternacht, Ronald.«

* * *

Von New Orleans trennten mich achthundert Kilometer, doch das hielt mich nicht davon ab, Kontakt zu Leekie, J-Dog und anderen Freunden zu halten. So wie es mich auch nicht davon abhielt, mal wieder ein Ding zu drehen. Ich hatte es nur der kriminellen Energie zu verdanken, die mich damals umtrieb, dass ich einen Weg fand, Telefongespräche im Wert von mehreren Tausend Dollar zu führen, ohne dass sie das Konto meines Vaters belasteten. Und so rief ich einfach bei der Vermittlung an und jammerte, ich wäre weit weg von zu Hause und müsste dringend daheim anrufen. Dann gab ich irgendeine x-beliebige Telefonnummer an und alle paar Tage hielt irgendein ahnungsloser Telefonbesitzer die Rechnung über meine stundenlangen Gespräche in den Händen.

Auf diese Weise hielten sie mich auf dem Laufenden über alles, was daheim im 8. Bezirk vor sich ging. Ich hörte von all den Schießereien und Morden, erfuhr, welche Kids im Jugendknast gelandet waren, und ließ mir schildern, wie knapp Leekie und J-Dog diesem Schicksal unlängst wieder entgangen waren. Sie prahlten damit, wie viel Gläser Starkbier oder Pfirsichlikör sie schon vertrugen, bis sie einen Rausch hatten. Sie flunkerten was von einem Wettstreit, der darin bestand, die Bourbon Street ent-

langzuflanieren und am Ende des Tages zu zählen, wer die meisten Telefonnummern williger Mädels eingesammelt hätte. Und schließlich schwärmten sie von all den köstlichen Fischsuppen, den gekochten Langusten und Krabben, den leckeren Hühnchen bei *Popeye*, den ellenlangen Fischbaguettes, auf die man in Louisiana noch heiße Würstchen, Salat, Tomaten und Spiegelei packte. Und während wir sprachen, meinte ich, die verschiedenen Geschmacksrichtungen meiner Heimat auf der Zunge zu spüren.

Noch bevor der Sommer zu Ende ging, war ich wieder zurück in New Orleans.

Kapitel 4

Die vier apokalyptischen Reiter

Nach Hause zu kommen, bedeutete, wieder in die Schule gehen zu müssen. Ich hatte die neunte Klasse nicht geschafft und auch keine Lust, sie auf der *Pierre A. Capdau Junior High* – einer Hauptschule – zu wiederholen. Darum wechselte ich an die *Francis T. Nicholls School*. Meine Begeisterung für Lehranstalten ließ grundsätzlich zu wünschen übrig, egal, welche ich besuchte. Doch in dieses Schuljahr ging ich mit einem guten Gefühl, denn es gab ein paar Anzeichen, dass ich diesmal mehr Gefallen daran finden könnte, die Schulbank zu drücken.

Zum einen waren das die Mädchen. Sie hatten doch tatsächlich nichts dagegen, dass ich meine Klamotten in ihrem Umkleieraum wechselte. Und wenn ich ihnen dann meine Unterwäsche zeigte, die ich mir von meinem Bruder Reggie geborgt hatte, quiekten sie jedes Mal vor Vergnügen. (Mein Tipp: Leopardmuster sind nicht zu toppen!)

Zum anderen lag es an Mathe. Ich liebte dieses Fach. Es zog mich völlig in seinen Bann und wenn ich ein Blatt mit Aufgaben durcharbeitete, versank die Welt um mich herum. In Augenblicken wie diesen war ich mit Leib und Seele bei der Sache und suchte fieberhaft und konzentriert den Lösungsweg.

Und schließlich waren in der Schule auch noch meine Kumpels, zu denen es mich zog. J-Dog ging zwar auf die *Charles J. Colton Junior High*, doch Leekie besuchte auch die *Nicholls*. Es gab

noch vier andere Jungs, die mit uns abhingen und mit denen ich mich langsam anfreundete – Runn, Black, Cleve und Putt. Wir waren stolz auf unseren schlechten Ruf und darauf, dass man auf der Straße über uns sprach und uns mit Respekt begegnete. Auch wenn wir keine richtige Gang bildeten, beschlossen wir, unserem gemeinsamen Auftritt einen offiziellen Anstrich zu verleihen und uns einen Namen zu geben. Aus irgendeinem Grund wollten nicht alle vier bei unserem »Club« mitmachen und am Ende bildeten Leekie, J-Dog, Putt und ich den harten Kern. Nachdem wir einen Namen gefunden hatten, machten wir einen Ausflug in die Canal Street, wo jeder eine schwarze Basecap kaufte, an deren Seite wir den Schriftzug mit unserem Gang-Namen aufbringen ließen:

The Four Horsemen.

Nun war es offiziell. Wir waren überzeugt davon, dass wir eines Tages die ganze Stadt beherrschen würden.

* * *

Doch – ob es das Hochgefühl ist, in einer Umkleide voller kichernder Mädchen der Mittelpunkt zu sein oder eine Seite perfekt gelöster Algebra-Aufgaben in der Hand zu halten oder mit den *Four Horsmen* über den Schulkorridor zu schlendern und zu wissen, dass man sich reihenweise nach uns umdreht – irgendwann verlieren selbst solche Höhepunkte ihren Reiz. Meine Bereitschaft, Einsatz zu zeigen, schmolz dahin und über kurz oder lang hatte ich jedes Interesse am Lernen verloren. Schule – das war Vergangenheit, meine Zukunft lag auf der Straße.

Leekie und ich hatten beide ältere Brüder. Die waren wie alle anderen achtzehn- oder neunzehn-jährigen jungen Männer in der Gegend. Sie hatten keinen Beruf gelernt und auch nicht die Absicht, einen solchen zu ergreifen. Warum auch? Ihre Tage verbrachten sie mit Schlafen und ein bisschen Basketballspielen und nachts verdienten sie haufenweise Geld mit dem Verkauf von Crack.

Da uns keine anderen männlichen Identifikationsfiguren zur Verfügung standen, orientierten wir uns an unseren Brüdern und kopierten ihre Art, ein Mann zu sein. Sie zeigten uns, was man tun musste, um zu überleben und respektvoll behandelt zu werden. Sie hatten die Autos, die Schießseisen und die dicken Bündel Banknoten, die ihren Erfolg bewiesen. Wir vergötterten sie ganz einfach.

Und so war es nie die Frage, *ob* wir ins Drogengeschäft einsteigen würden, sondern lediglich, *wann* wir das tun würden. Da ich gerade sechzehn Jahre alt geworden war und Leekie nur noch ein paar Wochen bis zu seinem siebzehnten Geburtstag fehlten, gingen wir davon aus, dass wir noch nicht dem Erwachsenenstrafrecht unterlagen, wenn sie uns dabei erwischten, wie wir gegen das Gesetz verstießen. Deshalb fiel uns kein Grund ein, warum wir damit noch warten sollten.

Wir hatten nur ein Problem, und das war die Frage, wie wir an die heiße Ware rankommen sollten. Es gab ein paar Dealer im 8. Bezirk, doch die verkauften nur kleine Mengen, in der Regel nicht mehr als die üblichen 3,5 g. Um Gewinn zu machen, mussten wir also bei 7 g einsteigen – Minimum. Das bedeutete, wir mussten unsere Ware von größeren Dealern beziehen. Nach unserem Wissen gab es nur einen Ort, wo wir Leute von diesem Kaliber finden würden, und das war das »*Desire Project*«.

Putts hatte seine Stärken eher beim Footballspiel als beim Drogendealen, deshalb war er raus. Ich glaube, auch Leekie zögerte noch. Dementsprechend spielte er auch bei unserem ersten Geschäft keine Rolle. J-Dog und ich aber waren bereit.

* * *

Im »*Desire Project*« ging es zu wie in all den anderen Projekten des sozialen Wohnungsbaus dieser Tage. Es war ein Ort der Armut und Gesetzlosigkeit, um den viele einen großen Bogen machten, insbesondere die Polizei. Auf einem halben Quadratkilometer

Fläche lebten mehr als zehntausend Menschen. War ein Besuch dort unvermeidbar, dann unternahm man den nur bei Tageslicht und wagte sich auch nicht weiter vor als bis zu den vorderen Häusern, die an der Hauptstraße lagen. Geriet man versehentlich tiefer hinein in diesen Dschungel, ohne über die richtigen Kontakte zu verfügen, dann hatte man eine schlechte Prognose, das Viertel lebend zu verlassen.

Es war schon spät und ziemlich dunkel, als ich mich mit J-Dog in *Johnny's Bar* traf, um noch mal sicherzugehen, dass wir über die fünfzig Dollar verfügten, die wir für das Geschäft benötigten. Immerhin hatte ich meine Nerven einigermaßen im Griff, als wir zwei, drei Blocks weiter nach Norden fuhren. Dann, am äußersten Rand des Viertels, stiegen wir aus und es gelang mir, das Zittern in meiner Stimme zu unterdrücken, als ich fragte: »Wohnt er hier?«

»Nein.« J-Dog lächelte. Er wusste, warum ich fragte. »Weiter hinten.«

Ich wollte ihm versichern, dass ich nichts einzuwenden hätte gegen einen kleinen Spaziergang, doch meine Kehle war auf einmal wie zugeschnürt.

Jedenfalls folgte ich J-Dog, der mich nun tief in das Herz des »*Desire Projects*« führte. Im grellorangen Licht der Bogenlampen sahen alle Häuser gleich aus. Da es keine Straßenschilder gab, denen man hätte folgen können, blieben uns nur ausgebrannte Autowracks als Orientierungspunkte. Es dauerte nicht lang und ich hatte keine Ahnung mehr, wo ich war.

»Wir warten hier«, meinte J-Dog, als wir eine weitere Ecke umrundet hatten. Er stellte sich unter eine Laterne und spähte den Gehsteig entlang, der in die absolute Dunkelheit führte. Es war, als starrte man in ein Grab.

»Was ist mit den Lampen passiert?«

J-Dog zuckte mit den Schultern. »Sie haben sie ausgeschossen.«

Ich blickte mich um. Mitternacht war kaum vorbei, doch auf den Straßen war keine Menschenseele mehr zu sehen. Es sah

mehr nach Florida aus als nach New Orleans. Gerade als ich J-Dog fragen wollte, ob es in dieser Gegend immer so ruhig zugehe, sah ich in der Finsternis am anderen Ende des Blocks ein Licht aufleuchten. Es kam von einer Taschenlampe und ging ständig an und aus.

J-Dog schwieg und machte sich auf den Weg in Richtung Taschenlampe.

Ich folgte ihm so dicht wie möglich auf den Fersen.

Als uns nur noch ein paar Schritte von unserem Ziel trennten, hörte der Besitzer der Lampe auf zu blinken und richtete den Lichtstrahl voll auf unsere Gesichter. Die Schatten, die er warf, waren auf den ersten Blick schwer zu erkennen, aber ich meinte, direkt vor uns mehrere Barrieren zu erkennen, die quer über die Straße verliefen und uns zwangen, die letzten Meter im Slalom zurückzulegen. Ich musste unwillkürlich an Rinder denken, die zur Schlachtbank geführt werden. Wenn unser Gegenüber beabsichtigte, uns einzuschüchtern, dann war er ausgesprochen erfolgreich.

Am anderen Ende der Taschenlampe standen zwei Männer. Sie waren beide schwer bewaffnet und jeder von ihnen wog mit Sicherheit so viel wie J-Dog und ich zusammen. Es fiel kein Wort, als sie uns nach Waffen durchsuchten. Dann schickten sie uns um die nächste Ecke, wo schon das nächste Lichtzeichen auf uns wartete.

Ein paar Augenblicke später landeten wir endlich in einer ganz normalen Wohnung. Ein paar Kerle – etwa so alt wie mein Bruder Reggie – lagen herum, rauchten und tranken. Doch im Unterschied zu Reggies Kumpanen, die ihre Handfeuerwaffen nie zeigten, präsentierten diese Leute ganz offen ihre Sturmgewehre, Maschinenpistolen und Kalaschnikows.

J-Dog kümmerte sich ums Geschäftliche, überreichte unser Geld und nahm die Ware entgegen. Ich bemühte mich, dreinzuschauen wie einer, der tagtäglich Transaktionen dieser Art abwickelte.

Erst als wir uns zum Gehen wandten, wurde mir bewusst, dass

der gefährlichste Teil dieses Deals noch vor uns lag. Wir hatten den Typen unser Geld gegeben, man wusste, dass wir unbewaffnet waren und J-Dog trug nun astreines Crack mit sich herum. Wäre jetzt jemand auf den Gedanken gekommen, uns zu überfallen – er hätte den Fang seines Lebens gemacht.

Wir verließen das Gebäude und traten hinaus in die Finsternis. Noch nie in meinem Leben hatte ich mich so wehrlos gefühlt.

* * *

Am Abend des nächsten Tages, zurück in der Sicherheit des 8. Bezirks, machten wir uns an die Arbeit. Leekie, J-Dog und ich hatten viel Zeit damit verbracht, unsere Brüder auszufragen, was man beim Verkauf des Stoffs zu beachten hatte, und auf dieser Grundlage einen soliden Geschäftsplan entwickelt. Einer von uns kümmerte sich um den Verkauf, ein anderer um die Drogen und der Dritte hatte die Aufgabe, uns Ärger vom Hals zu halten. Wir hatten auch den perfekten Ort gefunden – eine Straßenecke, zwei Blocks von unserem Haus entfernt und in der Nähe einer Bar. Dort konnten wir unsere Geschäfte abwickeln, ohne anderen Dealern in die Quere zu kommen.

Mit Einbruch der Nacht bezogen wir unsere Positionen und begannen mit dem Verkauf.

Zehn Minuten später waren wir alles losgeworden. Für die Verdoppelung unseres Geldeinsatzes hatten wir weniger Zeit verbraucht als für unseren Heimweg.

Wir waren baff. Wir wussten, dass man mit dem Verkauf von Crack eine Menge Geld verdienen konnte. Warum sonst sollten sich auf diesem »Geschäftsfeld« so viele Leute betätigen, wenn es doch so einfach war, in nur zehn Minuten einen Gewinn von fünfzig Dollar zu machen? Das war vollkommen verrückt.

Und es machte süchtig.

Es dauerte nicht lange und wir fuhren mit unserem Einsatz von hundert Dollar in das »*Desire Project*«.